Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 76. Donnerstag, 17. März 1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

23. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

Mit heißen Augen, nicht anders als wie August damals auf seiner Hochzeit weggelaufen, geht Ottilie ins Nebenzimmer, wo das Porträt des Herzogs von Urbino hängt. Aber kaum, daß sie die Schwelle betreten, über der Amor, auf einem Köcher das Meer durchschiffend, gemalt ist, flieht sie bebend zurück: dies ist der verzauberte Raum des Hauses, an Magie nur mit des Vaters enthaltsamem Arbeitszimmer zu vergleichen! Blitzschnell und siedeheiß geistert Erinnerung durch ihren Kopf: wie sie dort am Hochzeitsabend mit Adele gesessen und von Heinke gesprochen — wie sie dort vor vier Jahren mit Sterling gesessen . . . damals, als Madame Szymanowska spielte, und dem Vater eine Träne an der Wimper hing, wie sie damals gedacht: mit wem sie noch hier sitzen würde . . . Nun ist der Zeiger an der Lebensuhr wieder einmal ums Zifferblatt gelaufen, immer langsamer wird sie bei jeder Umdrehung. — Wo ist Sterling? Im fernen Genua? Kein Laut dringt von ihm zu ihr, wenn er nicht einmal eins seiner kurzen Briefchen an den Doktor Eckermann schreibt. — Wo ist Adele? Fern von ihr, mit der Mutter nach Bonn an den Rhein gezogen . . und was sind Briefe, was sind sie, gemessen an dem täglichen Beisammensein, daran das Herz gewöhnt war? Unendlich die Lücke! Wie sehr sie klafft, das hat Ottilie in den Zeiten gefühlt, die hinter ihr liegen, den verzweifelten Wochen in der Tiefurter Einsamkeit, die doch immer noch wie eine unheilvolle Gewitterwolke über ihrem unseligen Haupte lasten. Was wäre ihr in diesen Wochen der Freundin Gegenwart gewesen! Was wäre sie ihr gewesen in den Stürmen der Enttäuschung über den untreuen Des Voeux!

Des Voeux! Bitter spannt sich ihr Mund. Vorhin, als plötzlich sein Name aufklang, hat sie wie im Krampf die Augen geschlossen und mit aller Kraft der Seele geglaubt, wenn sie wieder aufblickte, würde er da sein, beschworen von allen ihren liebenden, sehnenden Gedanken, beschworen von der mystischen Gewalt der heiligen Handlung, würde hinzutreten und das Kind — das Kind! — über das Taufbecken halten und seinen Blick tief, tief wie nur je in ihre Augen senken . . . Er ist nicht dagewesen. Er ist in Berlin. Nein, sie sind nicht mehr feind miteinander, waren sie es je? Briefe sind gewechselt worden, viele von den Mißverständnissen, die zwischen ihnen waren, seit er sich im Kometenschweif der schönen Jenny verfangen, sind aufgeklärt, manche Briefe haben sogar so herzlich geklungen, wie früher immer seine Sprache gewesen, und er hat ihr ergriffen gedankt, als sie um seine Patenschaft für ihr Kind — ach, daß sie schweigen muß! —— gebeten . . . Wenn er hier wäre, denkt sie, dann wäre alles gut! — Alles? fügt sie zweiflerisch hinzu. — Alles kann nie mehr gut werden, stürmt es in ihr: Ich habe geglaubt, die Kette zu brechen, und habe sie mir nur fester geknüpft! . . . Wer den Mut hätte, den so viele unglückliche Mädchen haben, den Mut, in die Ilm zu gehen —!

*

Ist es nicht, wie wenn ein Gewitter sich im Tal verfangen hat, mit dumpfem Donnern bald hier, bald dort einen Blitzstrahl niedersendet und nicht enden will?

Grellflammend fährt, während die kleine Alma, von Tante Ulle mehr als von der immer melancholischen Mama betreut, in ihrer Wiege die ersten Träume träumt, der Blitz in das Haus, wo die Professorin Melos ihre gutgehende Pension betreibt, an die jeder Engländer sich wendet, wenn er, wie es noch immer Mode ist, nach Deutschlands Musenhauptstadt reisen will: Professor Melos stirbt, eines Tages ist er kalt und tot. — Aber woran stirbt er? Hofrat Vogel, der Arzt, kann es nicht verheimlichen, wie sehr auch die Witwe, Böses ahnend, ihn beschwört: an einer schrecklichen, höchst ansteckenden Krankheit ist der Professor gestorben, die den nackten und schauerlichen Namen Typhus führt. Und von heute auf morgen steht das ganze große Haus leer, alle Engländer sind abgereist, Mellish und Pluncatt, Du Pré und Marquis von Duero, der Sohn des Herzogs von Wellington, von dem niemand recht weiß, was er hier gewollt, da er sich fast ausschließlich mit der Schnepfenjagd abgegeben, und sein Bruder, Lord Charles Wellesley, des ferneren Knox, Folley, Drummond, Parry, Childers, Wigram, Fitz-Roy und das Ehepaar Bracebridge: alle sind sie fort, hastig aufgeflogen wie ein Krähenschwarm beim ersten Schuß. Die unglückliche Professorin ringt die Hände und desinfiziert das ganze Haus, daß es wochenlang medizinisch riecht. Auch Doktor Eckermann ringt die Hände: er ist plötzlich alle seine Schüler los. Und Ottiliens Teetisch vor dem Kamin im „Schiffchen" wäre mit einem Schlage verwaist, wenn sich nicht die Mama und die Egloffsteins und Natalie von Herder und Hofrat Soret manchmal dort sehen ließen.

Ach, Jenny! Sie hat auch durch den Blitzschlag verloren — mit einem kleinen Gefühl der Genugtuung sieht Ottilie das schöne Mädchen, das sonst immer nur heiter und kokett gewesen, leiden: denn Mr. Mellish, den sie neuerdings liebt, nachdem sie so viele andre geliebt, ist gleichfalls abgereist, ist als einer der ersten abgereist. Ach, wie hat sie ihn geliebt, den Treulosen! Ottilie bekommt unter Schauern zugeflüstert: so nahe sind sie sich gewesen, daß sie sich als seine Braut betrachten durfte, als seine Braut hat er sie geküßt, sie hat geschworen, ihm überallhin zu folgen, wohin seine Offizierslaufbahn ihn führt, und wäre es in das sengende Klima Ostindiens — und nun hat er sie verlassen, wortlos, von der Angst um sein bißchen Leben gejagt, der tapfere Soldat! . . . Milde lächelnd spendet Ottilie Trost; im Herzen denkt sie: daß hier das Schicksal Rache nimmt, Rache für sie und ihr Leiden.

Der Donner grollt ferner — ist das Gewitter abgezogen? Bricht Sonne durchs geballte Gewölk? — Des Voeux kommt! Ein Billett läuft ihm voran, in Dresden geschrieben, wo er in Begleitung der Gesandtin, Lady Seymour, und ihrer Tochter weilt: er komme, schreibt er, nächster Tage mit den Damen. Und alle Geister der Vergangenheit sind plötzlich wieder da, flattern bald wie Fledermäuse, schwarz, lautlos und unheimlich, um Ottiliens braune Locken, bald gaukeln sie wie lichte Falter: er kommt — er kommt, und seine Gegenwart wird mit gütig-allmächtiger Hand alle letzten Zweifel auslöschen, und alles wird sein wie einst, wie vor einem Jahre! Liebe wird sein, unendliches Glück des Wiederhabens nach langer, stürmischer Trennung!

Aber wann kommt er? Entsetzlicher Zustand des Wartens! Warten, immer warten, es ist Ottiliens Los. Kaum verläßt sie noch das Haus, um ihn nicht zu versäumen, dem alle Nerven entgegenharren, das ganze Geschäft ihres Lebens ist, stundenlang, wie einst, als die Enttäuschung kalt und kälter um das Herz hochstieg, am Fenster der Wohnstube zu stehen und jedes Klopfen, jeden Fußtritt draußen auf dem Gang für die seinen zu halten . . . Wann kommt er? Nächster Tage? Eine Woche ist vergangen, eine zweite vergeht . . . wann kommt er? — Ottilie kann nicht wissen, daß Lady George Seymour, launisch und unbeständig, wie große Damen sind, ihren Reiseplan geändert hat und vorerst nach Prag gegangen ist, wohin der junge Legationssekretär ihr folgen muß . . . Die Wochen blähen sich auf, dehnen sich zu Jahren, jede Stunde hängt sich ans Herz wie das Bleigewicht auf der Folter! — Endlich ist eines Morgens ein Brief da, daß er zur Nacht mit den Damen angekommen und im „Elephanten" abgestiegen sei — daß er um die Ehre bitte, sich um halb zwölf einstellen zu dürfen. Ach, könnte sie das Haus für ihn schmücken mit Girlanden und Festons, wie es zu des Vaters Jubiläum geschmückt gewesen ist!

Er tritt ins Zimmer — Ottilie muß sich am Sekretär festhalten, so flattern alle ihre Glieder. Auch er scheint bewegt — unverändert ist er, ganz unverändert, kupferfarben lockt sich ihm das Haar über die Schläfen. Er streckt ihre beide Hände entgegen, sie möchte so gern den Kopf an seiner Brust betten, wie ehedem oft, aber sie tut es nicht — da ist eine Fremdheit, plötzlich, unerklärlich. Er ist gut in allen seinen Worten, sanft und weich, nichts mehr von Mißverständnissen, er spricht vom „Tasso", der nun gedruckt ist und in wenigen Wochen erscheinen wird . . . ja, ja, alles schön und gut, aber kein Wort von dem, was einst wie ein sprühender Flammenbogen zwischen ihnen sich spannte! Sie geht mit wankenden Knien hinüber ins Kinderzimmer, hebt die kleine Alma aus der Wiege, liebevoll drückt er das Kind, sein Patenkind, ans Herz. — Nein, ihm kein Wort sagen, nur das Lächeln der Freude für ihn haben . . .

Nach einer Stunde, die endlos ist wie all die Wochen des Wartens, empfiehlt sich Des Voeux: die Damen reisen am Nachmittag weiter, er will ihnen noch, wie sie es wünschen, einiges von der Stadt und den berühmten Park an der Ilm zeigen. Freundschaftlich liegt seine Hand in Ottiliens Hand, freundschaftlich drückt er zum Abschied die Lippen darauf. Freundschaftlich! — Später sieht sie einen Wagen über den Frauenplan rollen, zwei Damen sitzen darin, Des Voeux ihnen gegenüber. Er blickt hinauf zum Hause, scheint ihnen etwas zu erklären . . . was wohl? Daß hier die weltberühmte Dichter-Exzellenz wohnt, nur das. Nur das. Ottilie läßt rasch den Vorhang fallen und läuft vom Fenster weg.

Ein paar Wochen darauf schlägt der Blitz ein. Aus Berlin kommt die Nachricht, daß Mr. Charles Des Voeux, Erster Sekretär der Gesandtschaft Seiner Britischen Majestät, sich mit Lady Catharine Seymour, Tochter des Königlich Britischen Gesandten beim Preußischen Hofe, verlobt hat.

Schlimme Nachrichten, eine wie die andre — sie gleichen hin und her zuckenden Blitzstrahlen. Aus London schreibt Marquis of Duero, daß Major Smith auf Malta am Nervenfieber gestorben ist. Er erzählt es plaudernd, artigerweise, weil er von diesem ihm persönlich ganz unbekannten und gleichgültigen Major Smith im Hause am Frauenplan wiederholt hat sprechen hören, er weiß nicht, was hinter seiner kurzen, beiläufigen Mitteilung für ein Schatten steht; aber Ottilie muß es der Schwester sagen. Ulle ist wie vernichtet, sie rin t die Hände, Tränen strömen ihr über das Gesicht, während sie es am Herzen der Schwester birgt. Zärtlich klopft Ottilie ihr den Rücken, wie einem alten Kameraden. Sie fühlt alles mit — ach, nur zu gut —, sie denkt an die schönen Abende in der Lindenallee von Frankenhausen, da sie beide im Glück geschwärmt — wo ist das Glück? Wo ist es nun? Ja, sie wird an Smiths Eltern schreiben, um nähere Nachrichten bitten, sie weiß, daß jedes Wort der armen Schwester teuer ist.

Zieht nun das Gewitter ab? Es scheint so. Die Großmutter, Oberhofmeisterin Gräfin Henckel-Donnersmarck, geht zur Kur nach dem Karlsbad, sie erbietet sich, die Enkelin mitzunehmen, die wieder recht gelb im Gesicht ist und dringend der Erholung bedarf. Die Mutter, der Vater, August — alle reden lebhaft zu, sie sehen ja, wie sehr sie leidet. Und Ottilie selber? Warum hierbleiben, wo alles — schweig, armes Herz! . . . So reist sie denn und lebt mit der Großmutter durch Wochen im Karlsbad, trinkt Theresienbrunnen und kommt langsam, langsam zu sich selbst zurück. Wie ein böser Traum liegt alles hinter ihr, was war, die ganze Bitternis des Herzens — auf einsamen Spaziergängen erlebt sie alles noch einmal, fühlt es wie in ein Grab versinken, schließt ihre Gedanken mit einem Tadel: daß ihr schwaches Fahrzeug sich in einem Augenblick auf die hohe See hinaus gewagt, wo man den Sturm voraussehen konnte. Sie schont sich nicht bei solcher einsamen Rechenschaft, ist hart gegen sich — immer muß sie daran denken, wie Walther, damals noch ein kleines Jungchen, von „Firlefanz" gesprochen. Ja, so vieles in ihrem Leben ist gewißlich Firlefanz gewesen, hohles, nichtiges, eitles Treiben — und daran ist es zuletzt gebrochen. — Die Jugend, denkt sie mit einem melancholischen Lächeln, ist zu Ende, man muß auf einen ehrenvollen Rückzug bedacht sein. Wenn es einsam um einem wird, ist die Jugend zu Ende

Nein, das Gewitter hat sich noch nicht verzogen: zu kleinen, unheimlichen Wölkchen zusammengeballt, steht es am Himmel, und aus einem fährt der Blitz nieder. In Graditz bei Torgau, auf der Heimreise von Berlin, lehnt eines Sommertages der alte Großherzog am Fenster und betrachtet die Truppen, die vorüberziehen — dann tritt er zurück und fällt in die Arme seines Adjutanten: Herzschlag! . . . Die Kunde läuft mit tausend Extraposten in die Heimat, läuft flinkfüßig dem langen, düsteren Trauerzuge voran, sie stürmt in des Vaters einsames Arbeitszimmer wie ins Schloß und in jedes Bürgerhaus, sie stürmt auch über die böhmische Grenze nach dem Karlsbad, wo Ottilie und die Großmutter-Oberhofmeisterin friedlich Brunnen trinken. Und zu Ende ist's mit der freundlichen Ruhe des Aufenthaltes: plötzlich sind die beiden Damen ins grelle Licht des Hochsommertages gerückt, es zeigt sich, wie weit das Zepter des Geistes reicht, wie viele Menschen diesem seltenen Fürsten im Herzen den Untertaneneid geschworen haben; alles eilt zur Gräfin Henckel, alles will ein Recht haben, nicht nur zu klagen, sondern beklagt zu werden um diesen Verlust. Natürlich will die Oberhofmeisterin sofort die Kutsche befehlen und aufbrechen, will Ottilie mit ihrem Mädchen zurücklassen, damit sie die Kur nicht unterbreche, was gefährlich. Aber Briefe von daheim beruhigen sie; beruhigen auch Ottilien: daß die Großherzogin-Mutter die schlimme Nachricht mit ihrer gewohnten, bewundrungswürdigen Fassung aufgenommen habe — während die unbeherrschte Jagemann untröstlich sei —, daß der Vater gefaßt und wohl ist, aber sich schonsam in die Einsamkeit von Dornburg zurückzieht. So bleibt man noch ein paar Tage, während zu Hause hundert Handwerker die Schloßkirche schwarz-prächtig für die Beisetzung ausschmücken, fürstlichen Hermelin über den Katafalk breiten, und der Trauerzug mit der sterblichen Hülle sich durch die sächsischen Lande bewegt. Aber es ist ein trübes Bleiben, alles, was vorher lieblich strahlte, ist doch zerstört und verwüstet durch den Blitzschlag, die schwarzgesiegelten Briefe aus der Heimat sind wie ein Sinnbild

— und zu allen alten nagt in Ottiliens Brust eine neue Sorge: wird die fürstliche Witwe in der Residenz bleiben, oder wird sie vielleicht die Einsamkeit eines Landschlosses suchen, um dort den Rest ihrer Tage zu beschließen? — Dann müßte die Mutter mit ihr gehen. Nur das nicht! Nur nicht noch einsamer werden! . . . Kurz vor dem Aufbruch kommt ein langer französischer Brief von der schönen Jenny, der über diesen Punkt beruhigt. Und so reist Ottilie mit der Großmutter und dem Mädchen langsam nach Hause zurück — ahnungslos, daß inzwischen dort der irrende Blitz niedergezuckt ist . . .

(Fortsetzung folgt.)

Gori, die dankbare Löwin.

Ein Erlebnis des Tierbändigers Kapitän Roman Proske.

Von **Max Hayek.**

Der Tierbändiger Roman Proske, ein Wiener, ist ein alter Freund von mir. Ich lernte ihn vor Jahren kennen, als er im Apollo-Theater auftrat und drei Berberlöwen, Romulus, Cäsar und Saida vorführte, die wütendsten Bestien, die man je in einem Varieté zu sehen bekam. Der Herzschlag stockte dem Zuschauer — dieser junge Proske, einen Fetzen Pantherfell um den nackten Leib geschlagen, schien mit diesen Vorführungen das Schicksal allabendlich herausfordern zu wollen. Man bebte vor Schreck, man konnte nicht immer hinsehen. Man glaubte diesen tollkühnen Dompteur jeden Augenblick verloren. Das war keine gespielte Wut von Raubtieren, das war ein Zweikampf zwischen Willen und Willen, zwischen Geist und Kraft.

Unlängst, nach einer Vorstellung bei Ronacher in Wien, traf ich mit Proske wieder zusammen, und er erzählte mir im Verlaufe unserer Unterhaltung auch ein Erlebnis, das er mit einem weiblichen Tier seiner Gruppe, mit der Löwin Gori gehabt habe. Dieses Erlebnis nun, so außerordentlich, groß und schön, daß ihm vielleicht der Charakter der Einzigkeit zuzusprechen ist, schien mir des Aufschreibens wert. Noch im Banne seiner Szenen, versuchte ich Proskes Erzählung genau wiederzugeben. Sie ist zweifellos ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der Tierpsyche, im besonderen der Psyche des Löwen, und zugleich ein Dokument menschlichen Mutes und ein Zeugnis menschlicher Verbundenheit mit der Kreatur und der Kreatur mit dem Menschen. Proske authentifizierte meine Fassung und ergänzte sie da und dort durch Details.

Hier seine Erzählung:

„Ich lebe seit zwölf Jahren mit Raubtieren, mit Großkatzen. Sie sind meine Liebe und meine Leidenschaft. Ich habe viel Raubtiere gezähmt und dressiert, prachtvolle Tiere, gewaltige Exemplare aus freier Wildbahn. Ich liebe den Löwen, den Tiger, den Panther, den Leoparden. Ich sehe in den Großkatzen die vollkommensten der Tiere, es zieht mich zu ihnen und ich fühle mich von ihnen geheimnisvoll angezogen. Ich liebte sie schon in meiner frühesten Jugend. Als Junge stand ich stundenlang vor den Käfigen im Wiener Tiergarten von Schönbrunn. Ich habe mit Löwen und Tigern viel erlebt, Dramatisches, Gefährliches und auch Heiteres.

Aber zu meinen schönsten Erinnerungen muß ich mein Erlebnis mit der Löwin Gori zählen, der gegenüber ich ein ähnliches Verhältnis habe, wie der selige Androclus zu dem Löwen, dem er den Dorn aus der Pranke zog.

Die Löwin Gori, ein schönes, etwa dreijähriges Tier, wurde mir Anfang des Jahres 1928 zugleich mit ein paar männlichen Löwen in Marseille zugebracht. Sie mag noch wenige Wochen vorher im afrikanischen Busch eine herrliche Freiheit genossen haben. Nun hatte ich sie in einem Transportkasten mir gegenüber und konnte mich ihr als ihr künftiger Zähmer und Lehrmeister vorstellen. Wie alle meine Tiere, liebte ich auch Gori auf den ersten Blick. Diese meine Liebe wurde seitens des wundervoll entwickelten Löwenfräuleins, das im Busch sicherlich alle Löwendandies entzückt haben mochte, leider nicht erwidert. Ich reiste mit meinen Tieren damals zunächst nach Konstantinopel und dort begann ich mich mit Gori näher zu befassen.

Meine Methode, Gori zu zähmen, war diese:

Ich ließ das Tier in das Rondell des Zentralkäfigs hinein, setzte mich ein bis zwei Meter außerhalb des Käfigs hin, zündete mir eine Zigarette an und beobachtete die unruhige Gefangene, die sich zum ersten Male von Eisenstäben umringt sah, die jede Flucht unmöglich machten.

Jeder Löwe aus freier Wildbahn, den man zum ersten Male in einen Zentralkäfig tut — es ist ein Rondell von etwa sieben Metern Durchmesser — will zunächst dort wieder hinaus, wo er hereingekommen ist. Dieser Freiheitsdrang ist bei manchen Tieren so mächtig, daß sie den Schädel an die Eisenstangen schlagen und es mit Gewalt versuchen wollen.

Man vergegenwärtige sich: Es handelt sich um Tiere, die, in ungebundenster Freiheit aufgewachsen, gewohnt sind, das weite Gebiet des afrikanischen Waldlandes oder der Steppe ihr eigen zu nennen. Es handelt sich um Tiere, die, zu freier Jagd geboren, nun in einem Käfig leben müssen, der sie in jämmerliche Unfreiheit pfercht. Die Welt ist einem solchen Tiere wirklich mit Eisenstangen verrammelt. Und das Gefühl, von dem ein solches königliches Tier, entheimatet, wirr gemacht von völlig neuen Verhältnissen und Umgebungen, bewegt wird, ist zunächst stärkster Verdacht und Mißtrauen gegen alles, gegen Menschen und Dinge, es ist Angst, Nervosität, Verschrecktheit. Es ist etwas wie ein Traum in einem solchen Tiere. Der plötzliche Fang in der Falle, die Überrumpelung durch den Menschen, der rohe Transport zu Land und zur See: sie haben der Seele eines solchen Tieres einen Shock beigebracht, den man ihm erst langsam wieder abreagieren muß, ehe es ruhig und sozusagen vernünftig werde und zum Menschen, der ihm als heimtückischer, gefährlichster und mächtigster Feind erscheinen mag, allmählich Vertrauen gewinnen kann.

Nun, der Mensch, zu dem Gori Vertrauen zu gewinnen hatte, war ich.

Ich sitze also vor Goris Käfig und rauche meine Zigarette. Zwei bis drei Stunden sitze ich solcher Art ganz ruhig, bewege mich kaum. Das Tier schreitet inzwischen im Käfig herum, lugt dorthin und daher, blickt hin und wieder auch zu mir herüber. Ich sende dem Tier Ströme von Sympathie zu. Ich will ihm zunächst stumm sagen: „Sei ruhig! Ich bin dein Freund! Ich tue dir nichts!" Die Menschenseele kann so auf die Tierseele wirken: mit der Kraft der Sympathie, mit der Kraft der Liebe. Wenn ich diese stumme, wohlwollende Beobachtung des Tieres einige Tage fortgesetzt habe, kommt endlich der Augenblick, wo es für mich gilt, den Käfig zu betreten. Ich tue es mit Vorsicht. Ich öffne die Tür halb und trete ein. Ich beobachte das Tier. Ist es ein männlicher Löwe und ich sehe, daß er die Mähne sträubt, daß er im Begriff ist, mich anzugreifen, dann bin ich schleunigst wieder außerhalb des Käfigs. Denn es ist ein gemischtes Vergnügen, in einer Morgenstunde, wenn man gerade gabelfrühstücken will, selbst zum Gabelfrühstück zu werden. Ich bin also schleunigst wieder außerhalb des Käfigs und muß meine Geduldprobe fortsetzen. Ich beobachte weiter. Ich freunde mich dem Tiere weiter an, werbe um sein Vertrauen. Ich rede ihm zu, sage ihm Koseworte. Es ist, als ob ich einen Menschen, dessen Sprache ich nicht spreche und der meine Sprache nicht versteht, durch Naturlaute wissen lassen wollte, daß ich ihm wohlgesinnt bin, daß ich sein Freund bin. Und die Tiere verstehen das auch nach und nach.

Ich trete also wieder in den Käfig und setze meine begütigenden Anreden, mein besänftigendes Zureden zärtlich fort. Dabei gehe ich im Käfig ein paar mal auf und ab, um das Tier an meine Anwesenheit und an meine Bewegungen zu gewöhnen. Und dann zeige ich mich auch als Wohltäter, indem ich dem Tiere kleine Fleischstücke, die ich in der Tasche habe, als delikate Leckerbissen zuwerfe. Auch diese Prozedur setze ich, je nach der Veranlagung des Tieres, einige Tage fort und ich darf sagen, daß ich fast jedes Tier, auch richtige wilde Bestien, auf diese Weise innerhalb von vierzehn Tagen so weit gezähmt und an mich gewöhnt hatte, daß sie mich, wenn ich in den Käfig trat, nicht anfielen.

Auf diese Weise habe ich nun auch meine liebe Gori, die entzückende Löwin, die mir frisch aus dem Busch zugekommen war, gezähmt. Nach ihrer Zähmung währte es allerdings noch drei Wochen, bis es so weit war, daß ich mit ihr auftreten konnte. Gori war jetzt dressiert und erschien in einer Gruppe als Reifenspringerin und in verschiedenen Staffagekunststücken, sie setzte sich auf das Postament, gehorchte mir, legte sich hin, ja, ich durfte mir schon erlauben, meinen Kopf in ihren Rachen zu stecken, ohne mich nachher ohne Kopf verneigen zu müssen. Dennoch war diese Gori unzuverlässig und eine stille Angreiferin. Ich war vor diesem Tier niemals ganz sicher. Diese Katze benützte jede Unaufmerksamkeit, um eine Attacke auf mich vorzubereiten. Ich bekam von Gori einmal einen solchen Prankenhieb auf den Kopf, daß mir das Blut über das Gesicht floß, und ein andermal biß sie mir, während einer Vorstellung, die Schulter durch, und es gelang mir gerade noch mit äußerster Kraftanstrengung sie durch einen Würgegriff an ihrer Kehle an der Wiederholung des Bisses zu hindern, sonst wäre es mir damals schlimm ergangen. Das Publikum hatte — es war während einer Vorstellung in Olmütz — keine Ahnung, was sich in dem Käfig begab und daß mir das Blut unterhalb meiner Bluse über den Körper lief. Gori war meine versteckte Feindin. Ein unverwindbares Gefühl von Rache oder Bestrafung dafür, daß der Mensch sie aus der Freiheit geholt hatte, schien in dem Tiere zu leben und ich, gerade ich sollte in der gegebenen Minute das Opfer sein. Größte Vorsicht schien mir in der Arbeit mit dieser gefährlichen Großkatze geboten.

Aber das sollte sich eines Tages völlig ändern. Ein Ereignis machte mir diese tückische Feindin zur ehrlichsten Freundin.

Gori wurde trächtig und es kam die Stunde, wo sie — es war in Liverpool — Mutter werden sollte. Gori litt namenlos. Es war ihr erster Wurf. Das Tier wurde von den heftigsten Schmerzen geschüttelt und erlebte die peinigendsten Angstzustände. Ich saß gegen Abend in der Zirkusrestauration bei einem

Glase Bier, als einer meiner schwarzen Wärter hereinstürzte und mir erschreckt zurief: „The lioness is dying!" „Die Löwin geht ein!" Und dabei wurde der Schwarze ordentlich grau. Weiße pflegen in solchen Augenblicken zu erbleichen. Ich ließ mein Bier stehen und eilte zum Käfig. Dort tobte, schmerzgeschüttelt und unter furchtbarem Leidensgebrüll, Gori herum, stellte sich auf, warf sich auf den Rücken und wußte vor Qual nicht aus noch ein. Es war ein Zustand entsetzlichster Marter, den sie durchzumachen hatte.

Für mich gab es damals angesichts des gequälten Tieres nur einen Entschluß: in den Käfig zu treten und Gori beizustehen. Zum Schrecken meiner Wärter und des herbeigeeilten Personals trat ich zu der rasenden Gori. Ich ließ mich zu ihr nieder, kniete mich hin und Gori, am ganzen Leibe zitternd, stürzte auf mich zu, als ob ich in der Not ihrer Verzweiflung der Retter wäre. Sie barg ihr mächtiges Haupt an meiner Brust, das heißt, sie vergrub es in meiner Achselhöhle unterhalb meiner Joppe. Dabei umarmte sie mich mit ihren Pranken, so wie ein Mensch, in sinnberaubender, körperlicher Marter, den anderen Menschen umarmen würde, daß er ihm beistünde und ihn stütze. Ich streichelte Gori, beruhigte sie, gab ihr liebe Worte, sprach ihr freundlich zu, wie ein Arzt einem Kranken Mut zuspricht — und das Tier schien sich zu besänftigen. Der Schmerz nachzulassen. Wenn ich mich fortrühren wollte, klammerte sie sich wieder kräftiger an mich, als ob sie sagen wollte: „Bleib, gehe nicht fort von mir, ich brauch' dich noch!" Ich wartete so 20 bis 25 Minuten. Und dann kam der Geburtsakt. Gori gebar als Erstes ein totes Löwenbaby und dann, in kurzen Intervallen, kamen drei lebende Junge zum Vorschein, kleine, blinde, graue Kugeln, in Gefangenschaft geboren und dazu bestimmt, niemals die Freiheit zu kosten. Diese drei Jungen sind inzwischen Mitglieder meiner Löwengruppe geworden — ich nannte sie Kreola, Daniel und Sonny Boy.

Als der Geburtsakt vorüber war, blieb ich noch einige Minuten bei dem beruhigten, schmerzbefreiten Tier.

Gori war glückliche Mutter geworden und in den nächsten Wochen sah ich sie oft, wenn sie ihren Wurf säugte. Aber nun war auch mein Verhältnis zu Gori ein anderes geworden. Das Tier, einst meine versteckte Feindin, der nicht zu trauen war, meine unberechenbare Gegnerin, vor der ich des Lebens nicht sicher war, Gori begegnet mir seit jener schwersten Stunde ihres Lebens mit wahrer Freundschaft, ja, mit ausgesprochener Zärtlichkeit. Wenn ich mich ihrem Käfig nähere, mein Gesicht zu den Stäben tue und sie anrufe, erscheint Gori und küßt mich ab. Wenn ich in den Käfig trete, ist Gori ständig an meiner Seite. Das Tier ist mir anhänglich wie es noch niemals eines meiner Tiere mir war. Gori ist glücklich, wenn sie im Käfig neben mir sein darf, wenn sie mich in ihrer Nähe weiß. Ich vertraue diesem Tier unbegrenzt. Es besteht zwischen uns ein so inniges Verhältnis, daß ich fast das Wort „Liebesverhältnis" wählen dürfte, um auszusprechen, wie sehr wir einander zugetan sind und einander verstehen. Ich tanze abends im Käfig einen kurzen Jazz mit Gori, ich lege mich auf meine Löwen hin und Gori überfällt mich dann ihrer Länge nach und ich stecke meinen Kopf in ihren Rachen. Sie ist meine beste Mitarbeiterin und, ich glaube, meine treueste Freundin."

Dies also die Erzählung des Tierbändigers Kapitän Roman Proske.

Wenn die Tierschutzvereine nicht genau wissen sollten, wer zum Ehrenmitgliede zu ernennen oder mit der ganz großen Goldenen Medaille auszuzeichnen wäre: hier ist ein würdiger Anwärter namhaft gemacht, zu schlicht und, bei allem öffentlichen Wirken, zu verborgen, um als solcher erkannt zu werden.

Der blamierte Adam Riese.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Als ich eines Tages die Lehrerin meiner kleinen Tochter in der Sprechstunde aufsuchte, sagte sie mir: „Oh, ich bin mit Eva außerordentlich zufrieden. Alles in Ordnung. Nur — im Kopfrechnen ist sie ein bißchen schwach. Aber das ist leicht zu korrigieren. Üben Sie zu Hause ein bißchen mit ihr. Aber nicht trocken und langweilig. Machen Sie ihr diese Übungsstunden amüsant. Wählen Sie Beispiele aus dem Leben, welche die Kinder immer am meisten interessieren. Und setzen Sie es vor allem so in Szene, daß Sie nichts von Ihrer Absicht merkt. Dann wird es schon gehen."

Ich nahm mir also meine kleine Eva an einem der nächsten Tage vor. Unauffällig, wie es die Frau Lehrerin geraten hatte.

„Hör mal, Evi," sagte ich, während wir bei Tische saßen, „du mußt mir da ein bißchen helfen. Ich weiß nicht — aber im Kopfrechnen bin ich ein bißl schwach. Gibt mal acht, ich möchte folgendes herausbekommen: Mein neues Lustspiel wird in einem Theater gespielt. Nun schon sechs Wochen. Die Woche hat doch . . ."

„Sieben Tage," fiel Eva ein.

„Sehr richtig. Also, es wird sechsmal sieben Tage gespielt. Die wievielte Aufführung ist heute?"

„Die fünfzigste," antwortete meine Tochter, ohne einen Augenblick nachzudenken.

„Ich glaube nicht," versuchte ich sie auf den richtigen Weg zu führen. „Sechsmal sieben sind doch nicht fünfzig."

„Nein, Vati, sechsmal sieben sind zweiundvierzig. Aber die Theaterdirektoren schwindeln doch alle, hast du unlängst gesagt."

Ich schwieg ertappt und beschloß, auf ein anderes Gebiet überzugehen. Die Luft eines Bühnenschriftstellers behagt einem Kinde scheinbar nicht. „Also, etwas anderes," begann ich verlegen. „Ich verdiene 246 Schillinge in der Woche. Der Monat hat vier Wochen. Wieviel gebe ich also im Monat aus?"

Sie dachte eine kleine Weile nach und meinte dann: „1500 Schilling."

„Aber nein, Kind," ermahnte ich schon etwas ernster, „viermal 246 sind doch 984 Schillinge nach Adam Riese."

Nach Adam Riese schon, Vati. Aber die Omama hat doch gestern gesagt: Ihr werdet nie auf einen grünen Zweig kommen, weil Ihr weit über euere Verhältnisse lebt."

Für heute gab ich die Rechenstunde auf. Und ich sah auch, daß ich die Beispiele nicht aus der Umwelt meiner kleinen Tochter nehmen durfte. Ihre Umwelt kennt sie leider zu gut. Aber am nächsten Tage begann ich: „Du, hör mal, Evi, wir sind gestern wegen des Kopfrechnens nicht ganz einig geworden. Du mußt mir noch in einigen Fragen helfen. Gib acht! Ein Beamter bekommt monatlich 500 Schilling Gehalt. Wieviel bezieht er also im Jahr?"

Sie überlegte: „Warte Vati! Ich werde dir's gleich sagen. 500 Schilling monatlich. . . . Das Jahr hat zwölf Monate, nicht wahr. . "

„Ja, mein Kind, zwölf Monate."

„Dann bekommt er also im Jahr . . . 3000 Schilling."

„Aber nein! Falsch! 6000."

„Oh nein, Vati. Denn jeden Monat wird er doch um die Hälfte gekürzt."

Ich schwieg. Die Situation war sehr peinlich für einen Vati. Unrecht geben konnte ich ihr nicht, und recht geben durfte ich ihr nicht.

Wie macht man es aber, damit der Wunsch der Frau Lehrerin doch erfüllt wird? Kopfrechnen ist schließlich ein sehr wichtiger Gegenstand.

Da fiel mir ein neues Exempel ein. Ein ganz glattes, unverfängliches. Ich nahm sie also in eine Ecke und begann sehr sachlich:

„Gib acht, Kind! Das möchte ich gerne wissen: Vor drei Monaten habe ich 673 Schilling in die Bank gelegt. Hast du's?"

Sie nickte ernst: „Ja, Vati, 673 Schilling."

„Vor zwei Monaten habe ich 1044 Schilling zugelegt."

„1044 Schilling. Schön."

„Und im letzten Monat noch 965. Wieviel habe ich jetzt in der Bank liegen?"

„Gar nichts, Vati," antwortete sie sofort.

„Wieso gar nichts? Ich habe doch das Geld eingelegt!"

„Das schon. Aber inzwischen ist die Bank sicher schon pleite."

Daraufhin habe ich meine Rechenübungen mit Eva eingestellt. Es hat keinen Sinn. Und überdies habe ich eingesehen, daß es ein keinen Zweck hat, Kinder mit Gegenständen zu belästigen, die ja doch über kurz oder lang reformiert werden müssen. Gründlich reformiert. Denn eines ist sicher: Mit Adam Riese geht es nicht mehr. Der gute Mann konnte ja nicht wissen, wie es im Jahre 1932 aussehen wird.

Bäffimismus.

Als Gind hatt'ch mal ä gleenes Beet
Im Hofe von dr Mietsgafärne,
Un wie sich das von fälbst verschteht,
Hätt'ch da ooch was geärntet gärne.
Doch das hamm heimlich iber Nacht
De Nachberschginder dann gemacht.

Nu ja, so wurd'ch ähmd frieh belährt:
De Mißgunst is im Lähm fähr heifich.
Was mancher schbäter ärscht erfährt,
Das war mir schon als Gind geleifich.
Wenn een was noch so hibsch gerät —
De andern ärnten, was mer fät.

Lene Voigt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.